Donna Inez.

Erzählung von H. Treller.

(4. Fortsetzung.)

Von der Arbeiterbevölkerung nahmen vorzugsweise die Eingeborenen des Landes, mit denen ich hier zum erstenmal in Berührung kam, meine Teilnahme in Anspruch. Diese Indianer waren ein schweigsames, melancholisch dreinschauendes Völkchen. Die Leute arbeiteten fleißig und still in den Feldern, während die Schwarzen und ihre Stammesverwandten von den Aufsehern zur Tätigkeit, und oftmals recht energisch, angehalten werden mußten. Auch waren die Indianer in allem viel reinlicher, als die Neger. Ein starker, knochiger Schwarzer fiel mir auf, ein bejahrter, aber noch sehr rüstiger Mann, der sich von Zeit zu Zeit in den Feldern sehen ließ, eine Art Haushofmeister, wie ich erfuhr, der gleich der Herrin sehr gefürchtet schien. Der Weißen befanden sich, der starken Anzahl der Farbigen gegenüber, sehr wenige auf der Plantage, wohl kaum über zwanzig. Die Hazienda del Vas gehörte ursprünglich dem Brüderpaar Padilla. Der jüngere, unverheiratete war vor Jahresfrist plötzlich verstorben, während der andere, der Gatte von Sennora Inez, vor einigen Monaten im Wald durch einen unglücklichen Zufall sein Ende gefunden hatte. Er war, wie er öfter zu tun pflegte, mit der Büchse zur Jagd gegangen und nicht zurückgekehrt. Alle Nachforschungen, welche in umfangreichster Weise angestellt wurden, führten nur zur Auffindung einiger zerfetzter und mit Blut getränkter Teile seiner Kleidung durch den Neger Juan, woraus mit einiger Sicherheit zu schließen war, daß er die Beute von Panthern geworden sei. Die trostlose Witwe war hiernach in den unumschränkten Besitz der Hazienda gekommen. Dies erfuhr ich so gelegentlich von Morelos.

Ein kleiner Vorfall brachte etwas Abwechselung in mein einförmiges Dasein. In der Nähe des Hauses, wo ich kampierte, lagen die Hütten einiger indianischer Arbeiter, darunter die eines jungen Paares, welches zwei allerliebste Kinder hatte. Der Bursche fünf und sein Schwesterchen drei Jahre alt, die, nur mit einem kurzen baumwollenen Hemdchen, häufig auch gar nicht bekleidet, sich munter umhertummelten, amüsierten mich köstlich und um so mehr, als es mir gelungen war, ihre anfängliche Scheu vor mir durch Freundlichkeit, kleine Geschenke und einige Näschereien zu besiegen.

Eines Tages, ich hatte meine nicht ganz gewöhnliche Körperkraft wiedererlangt, war ich Zeuge, wie der alte, von allen gefürchtete Neger dem kleinen Mädchen, welches ihm zufällig in den Weg gelaufen war, einen Tritt versetzte, welcher sie einige Schritte weit hinwegschleuderte.

Ich war etwas heftigen Gemüts, und mich empörte die Roheit dieses alten schwarzen Kerls so, daß ich ihm augenblicklich einen Faustschlag versetzte, der wohl einige Zeit Spuren hinterlassen hat. Er warf mir aus seinen kleinen Augen, deren Lider entzündet waren, einen bösen Blick zu, entgegnete aber nichts.

Als der Doktor jenen Vorfall erfuhr, wurde er sehr ernst, und meinte, es wäre gut, wenn ich bald del Vas verließe, denn es sei zu fürchten, daß der Schwarze mir einen bösen Streich spiele.

Ich dachte auch, daß es Zeit sei, die Pflanzung zu verlassen, und bat den guten Doktor, meine baldige Ueberführung nach San Juan zu veranlassen.

Am Nachmittage des herrlichen Tages schlenderte ich im Schatten hochstämmiger Platanen langsam die Straße entlang, welche breit durch die Pflanzung nach dem Herrenhause angelegt war, als mir ein leichtes, elegantes Gefährt begegnete, welches von zwei prächtigen Braunen gezogen wurde. Zwei Schwarze, Kutscher und Diener, in Livree saßen auf dem Bock. Als der Wagen näher kam, gewahrte ich zwei Damen in seinem Fond. Die eine, die in anmutig-nachlässiger Haltung sich zurücklehnte, war eine Erscheinung von so auffallender Schönheit, daß ich sie, überrascht von diesem Anblick, mit wohl allzu deutlich erkennbarer Bewunderung anstarrte und daher beinahe zu grüßen versäumt hätte.

Rechtzeitig indessen riß ich noch meinen Panamahut herab. Ein flüchtiges Senken der Augenlider, unter denen dunkle Augen hervorblitzten, schien mir zu danken, und der Wagen war vorüber.

Etwas verblüfft schaute ich ihm nach. Was war das? Wer war diese Sennora mit solch entzückendem Aeußern? Ihre Begleiterin hatte ich gar nicht beachtet.

Während ich dem Gefährt noch nachschaute, rollten aufs neue Wagen, Dienerschaft und Reisegepäck tragend an mir vorüber dem Herrenhause zu. „War das" — fragte ich mich — „war das etwa? Ach, das kann doch nicht sein."

„Nun, Sennor", erklang die Stimme des Doktors in meiner Nähe, „was sagen Sie zu Sennora Inez Padilla?"

„Das war Sennora Padilla?"

„In Person. Die liebenswürdige Herrin einiger Quadratmeilen, die trauernde Witwe von del Vas."

„Das ist ja eine bezaubernde Schönheit!" fuhr es mir unwillkürlich heraus.

„Hm", meinte trocken der Doktor, „das ist nicht zu leugnen!" Nach einer gemessenen Pause fuhr er mit vielsagendem Blick fort: „Ich vermute, Ihr kennt Vater Homer, Sennor Alemano?"

Ich nickte. „Weiß ja, ihr Deutschen seid ungemein belehrt. Nun," setzte er mit einem Lächeln hinzu, dessen spöttischer Charakter durch sein freundliches Antlitz gemildert ward, „ruft Euch den Gesang von Frau Circe ins Gedächtnis zurück und seid vorsichtig, wenn Ihr etwa in ihr Bereich geraten sollet."

Damit nickte er mir zu und ging nach dem Herrenhause weiter. Spielte er auf die schöne Herrin dieser Besitzungen an?

Ich schritt die Allee nach der anderen Seite entlang den Feldern zu. Das Bild dieser Frau wollte mir gar nicht aus dem Gedächtnis weichen. So kam ich endlich bei meiner Behausung an. Aus der Hütte, in welcher meine kleinen rothäutigen Nachbarn wohnten, traten deren Eltern heraus, sie mochten wohl eben von der Arbeit zurückgekehrt sein, blieben einen Augenblick stehen, kamen dann auf mich zu und warfen sich nach der Sitte dieser Leute, wenn sie jemand die höchste Ehrfurcht bezeigen wollten, vor mir nieder.

Ich war einigermaßen erstaunt darüber, denn ich wußte nicht, was mir diese Ehre verschaffte; den dem schwarzen Kerl versetzten Faustschlag hatte ich längst vergessen.

„Steht auf, steht auf, Leute", sagte ich, „was wollt ihr von mir?"

Die beiden erhoben sich. Aus ihren dunklen Augen strahlte Bewunderung und Dankbarkeit. „Du warst gut, Alemano", sagte er, ein noch junger Mann, „gegen Azotes Kind, er wird es nicht vergessen."

„Ach so," sagte ich und lachte, denn jetzt fiel mir mein Begegnis mit dem Neger erst wieder ein. „Du meinst den Rippenstoß, den ich dem schwarzen Kerl gegeben habe, der dein hübsches, kleines Baby mißhandelte. Bitte, bitte, hat nichts zu sagen. Uns Deutschen sitzt die Faust ungemein lose am Leibe, wenn wir Unschuldige mißhandeln sehen."

Die Frau sagte nichts, aber ihre Blicke dankten.

„Er ist gefährlich, der schwarze Juan", flüsterte der Indianer, „gleich dem schleichenden Panther und dabei sehr mächtig. Heute abend noch wissen alle Kinder der Mayas hier, was du für uns getan hast, und sie werden dich schützen, wenn sie können, aber sie sind schwach und haben keine Waffen. Geh nicht in den Wald, geh nicht in der Nacht umher."

Während er so sprach, kam ein junger Indianer von herkulischer Gestalt auf uns zu, der eine Büchse auf der Schulter und eine Jagdtasche an der Seite trug. Er war fast europäisch gekleidet. Ein grünes, leinenes Jagdhemd umschloß den Oberleib und fiel bis zu den Knien nieder. Beinkleider aus gleichem Stoff steckten in hohen, ledernen Gamaschen. Das kurzgeschnittene, schwarze Haar deckte eine kleine Mütze. Das Gesicht des Mannes war hübsch und von lebendigem Ausdruck. Er hielt bei uns an, und die beiden Mayas — diesem Volke gehörten die Indianer an — wechselten einige Worte in ihrer Sprache. In des Jägers Gesicht erschien ein Lächeln, als der andere zu ihm gesprochen hatte, er reichte mir die Hand und sagte freundlich:

„Vortrefflich, Sennor Alemano, das ist die Art, mit dem schwarzen Juan umzugehen. Leider sind meine Stammesgenossen hier zu sehr eingeschüchtert, um den Burschen, der hier alles in allem ist, nach Gebühr entgegenzutreten. Sie sind der Seemann, der von dem deutschen Schiff gerettet wurde? Ich hörte von dem Unglücksfall erzählen. Schlagen Sie die Ihnen erteilte Warnung nicht in den Wind, der schwarze Halunke ist rachsüchtig und zu allem fähig."

„Ja, mein Gott, was will er mir denn tun? Hier wird doch wohl nicht gemordet?"

„Hm, man verläuft sich im Walde, man fällt in die Lagune, wird von einer giftigen Schlange gebissen, kurz, man verschwindet und ist trotz aller Nachforschungen nicht mehr aufzufinden."

Mich überlief bei diesen Worten des Indianers, der geläufig Spanisch sprach, ein gelindes Gruseln. „Nun gut, ich danke Ihnen. Wenn es hier so gefährlich ist, diesen schwarzen Herrn zum Feinde zu haben, so will ich mich vor ihm zu wahren suchen. Mein Wunsch, mich so bald als möglich von hier zu entfernen, wird durch solche Warnung noch lebhafter."

„Ihr tut recht, zu gehen."

„Gehören Sie auch hier zur Pflanzung?"

„Nicht ganz. Ich arbeite mit mehreren Stammesgenossen in einem Kohlenwerke, dort wir sind ganz auf del Vas angewiesen, wenn wir leben wollen. Ich stehe als Jäger bei Sennora Inez in Diensten und habe die Verpflichtung, Raubtiere zu verfolgen und zu vertilgen."

„Aber ihr seid doch freie Leute hier, nicht Sklaven?"

„Frei? Diese hier?" und er blickte auf die Indianer. „Dem Namen nach sind sie frei, ja, aber sie sind ihres Lebensunterhaltes wegen an die Scholle gebunden und dem Besitzer auf Jahre hinaus verschuldet und finden, wenn sie davongehen, höchstens eine Zuflucht in den Wäldern, aus denen sie der Hunger bald wieder hinaustreibt in neue Knechtschaft. Alles Land gehört den Weißen, die gegen uns fest zusammenhalten, und wir sind Sklaven wie vorher."

Der Indianer drückte sich so klar und verständnisvoll aus, durchaus in der Weise eines gebildeten Mannes, und zeigte einen Grad von Intelligenz, daß ich sehr erstaunt war.

„Mich däucht aber doch", warf ich ein, „gehört zu haben, daß die Indianer im Unabhängigkeitskriege dieses Landes männlich gefochten haben, dies sollte ihnen doch eine menschenwürdige Existenz sichern."

Ein Zug tiefer Bitterkeit zeigte sich in seinem ausdrucksvollen Gesicht. „Die Mayas haben gefochten," sagte er langsam, „ja, und werden fechten, doch sie sind törichte Kinder, stehen unter dem Einflusse der Geistlichkeit und fechten für ihre Unterdrücker, die sie nicht höher, als Tiere achten, ohne sich ihre Menschenrechte zu sichern."

Angstvoll sahen sich die beiden andern bei diesen Worten um, ob kein Lauscher in der Nähe sei.

„Wie ich in San Juan erfahren habe, herrscht augenblicklich wieder Bürgerkrieg in eurem Lande."

„So ist es," entgegnete der Indianer ruhig; „doch wir Indianer erfahren vom Kriege nur dann etwas, wenn uns eine der streitenden Parteien gewaltsam zu Soldaten aushebt und wie ein Viehzeug in die Schlacht treibt. Wollen Sie sich über den Stand des Bürgerkrieges belehren, so fragen Sie im Herrenhause an, dort wird man davon unterrichtet sein."

Während ich so mit den Indianern plauderte, kam Doktor Morelos zurück. „Ah", sagte er, den Jäger anredend, „bist du da, Hernandez? Habe dich lange nicht gesehen." Und er reichte dem Indianer die Hand. „Wo hast du gesteckt, Bursche?"

„Ich arbeitete", entgegnete der Angeredete, „mit den Meinen in den Tabaksfeldern, Sennor Doktor."

„Und was führt dich hierher?" fragte der Doktor und blickte ihm aufmerksam ins Gesicht.

Ganz ruhig entgegnete er: „Ich habe erfahren, daß sich Panther in der Nähe bemerklich machen."

„Richtig, es ist gestern noch eine Kuh von ihnen zerrissen worden. Geh ihnen zu Leibe, Hernandez." Er richtete dann eine Frage in indianischer Sprache an ihn, welche der Jäger zu verneinen schien. „Ehe du in die Berge zurückkehrst, laß dich noch bei mir sehen, Hernandez."

„Gewiß, Doktor, auch werde ich einige Zeit hier verweilen müssen." Er grüßte und schritt davon, dem Herrenhause zu; auch das indianische Ehepaar entfernte sich.

Zu mir sagte der Doktor, bemerkend, daß ich dem jungen Indianer verwundert über sein ganzes Auftreten nachsah: „Hernandez fällt Ihnen auf? Er ist sehr gut beanlagt, und es ist zu bedauern, daß er hier in den Wäldern verkümmert. Er hat eine gute Erziehung genossen. Ein Jesuitenpater, den wir auf der Hazienda hatten, ein liebenswürdiger und gebildeter Mann, der sich mit Vorliebe mit den Indianern beschäftigte, fand Gefallen an dem aufgeweckten Knaben, unterrichtete ihn und sandte ihn dann auf das Priesterseminar nach Leon, damit er dann Geistlicher werde. Doch muß Hernandez keinen Beruf dazu in sich gespürt haben, denn er hielt nicht lange dort aus und kehrte zu den Seinen in die Sierra zurück. Schade um ihn."

„Und was treibt er jetzt?"

„Wesentlich zeichnet er sich aus als kühner und geschickter Jäger. Daneben baut er mit seinen Stammesgenossen einen ganz vorzüglichen Tabak, den sie hierher zum Verkauf bringen, da sie keinen anderen Absatzort für ihn haben."

„Ein prächtiges Exemplar des roten Mannes."

„Er gehört zu den ursprünglichen Eigentümern dieses Bodens, zu den Mayas. Diese Stämme müssen eine ziemlich weit gediehene Zivilisation gehabt haben, von der noch manche ihrer Bauwerke zeugen. Sie sind sehr zurückgekommen unter unserer Herrschaft, doch zeichnen sich die Mayas noch immer vor allen anderen Indianerstämmen des Landes durch geistige Beanlagung und Fleiß aus. Die einzigen guten und zuverlässigen Arbeiter, die wir hier haben, sind Mayas, die anderen Roten sind Tagediebe, feiges, tückisches Gesindel, die Schwarzen sind auch nicht viel besser."

(Fortsetzung folgt).

Im alten Park.

Von Christoph v. Arnold.

Der alte Park die Nachtigallen klagen
im Leder. Lilienhaft der Frühlingsnacht
Und tiefe Sehnsucht nach unstillbarem
von Tagen
In meiner Seele sich und lang erwacht.
Ein leis' Erinnern ist's, ein sanftes Erkennen
Von dem, was einst im Lenz genannt ich mein
Der Nachtwind flüstert in den blühenden
Bäumen,
Und weiße Wolken jagt er am zu schwer'n.
Und weiße Marmorbilder schweigend stehen
Von holdenlichterem Glücke Morgenlicht,
Die Wolken, alle Wunden heilen
Im stillen Park in lauer Frühlingsnacht.

Der Pianist.

Skizze von Paula Cura.

Als Klaus Martens das Zimmer mietete, hatte er garnicht auf das Fenster geachtet und die Frau Lehrer hütete sich, besonders darauf hinzuweisen. Der junge Mann mit den schönen ernsten Augen gefiel ihr und er wiederum konnte sich garnicht vom Balkon trennen. — — Nach dieser schrecklichen Bude in der engen, dunklen Gasse hier diese intensive Helle und gute Luft! Im Frühjahr würden die Bäume und Gärten ringsum ihm von ihren Blüten den Duft heraufsenden — —

Im Frühjahr! Wer weiß, wo er dann war. Sicher wieder gekündigt, wie er's nicht anders gewohnt war. Die Mutter hatte gut bitten, daß er wenigstens immer auf ein Logis in anständigem Hause sehen sollte! Sein unglückseliges Klavierspiel! Ueberall hielt man's nicht lange aus mit seiner „Paukerei!" Und hier würde es nicht anders sein!

Er fuhr mit der schmalen Hand durch das glatt zurückgebürstete, dunkle Haar und seufzte unwillkürlich. „Nun," fragte die Vermieterin freundlich, „ist's denn nicht schön hier?"

Klaus nickte lebhaft und brachte die Frage nach dem Preise des Zimmers so stockend und schüchtern heraus, daß die ihn durchschauende, gutherzige Frau gleich ein paar Mark weniger als sonst verlangte, nur um sich den sympathischen Mieter zu sichern.

Am ersten Oktober war er eingezogen und Ende November kam ein fast frühlingsmilder Tag mit lockendem Sonnenschein. Klaus, der stundenlang geübt hat, tritt auf den Balkon und reckt den müden, steif gesessenen Körper in wohligem Dehnen. Da schauen ihm vom Erkerfenster her zwei lustige Blauaugen aus einem lieblichen Jungmädchengesicht entgegen. Ein heiser Schrecken durchfährt ihn bei dem überraschenden Anblick und er formt den ihm noch unfaßlichen Gedanken, wie dieses reizende Wesen so plötzlich in sein Zimmer gekommen sein kann, zu direkter Frage.

„Ich, in Ihrem Zimmer? Was fällt Ihnen ein?" entgegnete das Mädchen etwas pikiert, „ich bin doch hier nicht in Ihrem Zimmer?"

„Ja, wo denn sonst?" — Klaus tritt näher und überzeugt sich davon, daß das Fenster tatsächlich zur Nebenwohnung gehört. „Komische Marotte des Baumeisters," meinte er, ein bißchen verlegen.

„Das ist im ganzen Haus so," erklärt das blonde Mädchen. „Die eine Partei hat einen Erker, dessen Seitenfenster direkt auf den Balkon der Nachbarschaft führt."

„Pardon," sagt nun Klaus höflich, „wie konnte ich das ahnen? Bin ja leider während der ganzen Zeit meines Hierseins noch nicht auf den Balkon gekommen!"

„Aber desto mehr an Ihr geliebtes Klavier!"

„Wird das unangenehm empfunden?" fragt Klaus und des Mädchens feines Ohr bemerkt den leisen Unterton ängstlichen Erschreckens in der Frage.

„Wie man's nimmt! — Ich und die Kinder, wir hören Ihnen gern zu. Oft, wenn Sie in der Dämmerung spielen, dann zünde ich kein Licht an. Ich setze mich mit den Kindern, meinen Lieblingen, an den Kamin. Die Köpfchen der Kleinen sehen dann ganz phantastisch aus in der rötlichen Beleuchtung und an die Decke wirft die Laterne da unten allerlei krause Figuren. Ich bin eine Traumlise und so fallen mir in dieser Dämmerung allerlei Märchen und Geschichten ein. Die lustigen passen ja gut zu Ihren Tanzmelodien, aber — —"

„Nun?"

„Ach — ich — ich höre da manchmal etwas anderes heraus und darauf passen dann die lustigen Sachen nicht mehr. Die Kinder merken das ja nicht. Mir aber scheint es, als ob in Ihren Uebergängen oft eine große Sehnsucht mitklingt, die Sie dann schnell durch die Tänze betäuben wollen. Manchmal höre ich's wie Schluchzen und Weinen heraus — verzeihen Sie, ich bin ja nicht so musikalisch und kann mich irren — —"

Sie sieht ganz reizend aus, wie sich ihr zartes Gesichtchen auf einmal wie um Entschuldigung für ihre Offenheit bittend, mit flüchtigem Rot überzieht. Klaus fühlt, im Innersten sympathisch berührt, ganz leicht an das Fenster hin. „Sie haben sogar ein Unterscheidungsvermögen, musikalisches Empfinden," sagt er warm. „Ich habe oft Heimweh und das können freilich alle die Tanzweisen nicht übertönen. Durch bittere Not bin ich zu diesem Beruf gedrängt worden. Ein Unglück entriß uns den Vater, ehe er für unsere Zukunft etwas hat tun können, für die leidende Mutter und uns vier Kinder. Ich studierte gerade bei einem großen Meister, — wollte ein großer Künstler werden — — und spiele nun Abend für Abend — — zum Tanz auf — —"

„Die Armer!"

„Und wenn es damit getan wäre! Aber diese leichte Musik auch noch zu Hause spielen zu müssen, daß die Finger nicht aus der Uebung kommen —"

„Die Gnädige seufzt und stöhnt genug darüber und hat dem Hausherrn schon mit der Kündigung gedroht. Wenn Sie doch nur mal was anderes spielen würden, sagt sie immer."

„Ich kann nichts anderes," sagt Klaus hart und alle Bitterkeit über sein verfehltes Leben, aller Stolz, niemanden sein eigentliches Können zu zeigen, liegt in diesen vier Worten, aber auch aller Jammer seiner hungernden Künstlerseele in dem unvermittelten Verschwinden in seinem Zimmer. Er tut Elisabeth unendlich leid. Wenn sie ihm doch helfen könnte!

Die beiden jungen Menschen suchen sich nun hie und da am Erkerfenster. Elisabeth hat merkwürdig oft und gründlich das Staubtuch auszuschütteln und Klaus füttert die Vögel mit Brotbröckchen und schaut dabei immer öfter, immer lieber und immer länger in die Blauaugen am Fenster. Sie haben sich von Herzen lieb, die reizende Erzieherin der Heldrichschen Kinder und Klaus Martens, der arme Pianist aus gutem Hause. In den kurzen Minuten, die sich Elisabeth von den ihr anvertrauten Kindern fortstiehlt, haben sie sich unendlich viel zu sagen und seit einiger Zeit finden ihre Lippen noch reizvollere Beschäftigung. In diesen Augenblicken versinkt für Klaus die ganze übrige Welt ....

Heute weiß aber Elisabeth etwas ganz Besonderes mitzuteilen. „Denke dir nur," sagt sie lebhaft, „die Gnädige hatte gestern Besuch einer Freundin, und als du gerade wieder „paukteft", kam diese auf den köstlichen Einfall, meiner Herrschaft zu einem thé dansant zu raten und dabei von deinen Tänzen zu profitieren. Du hättest die Baronin nur sehen sollen. Sie nahm aus Gewohnheit das Lorgnon, als ob sie dich durch die Wand betrachten wolle und flötete: der Mensch spielt ja kolossal rhythmisch, das ist ja der geborene Tanzpianist — du, ausgerechnet du, ein Tanzpianist — und dabei wiegte sie sich neckisch auf dem Sofa hin und her."

„Nun und deine Gnädige?"

„Ist Feuer und Flamme."

„Natürlich, wenn man was profitieren kann! Wann soll denn der Tee stattfinden?"

„Nächsten Donnerstag um fünf Uhr. Sie mußten doch die Stunden auswählen, in denen du gewöhnlich übst."

„Fein eingefädelt! Aber warte nur, ich ..."

„Was aber? Du wirst mich doch nicht verraten, Klaus?"

„So was glaubst du ja selbst nicht von mir! Nein, Lisa, frage nicht, — ich habe einen feinen Plan!"

— — — — — — — — — — —

Am Donnerstag versammelte sich eine frohgestimmte Gesellschaft in den behaglich vornehmen Räumen des Konsuls Helderich. Der Clou des Abends war, daß es keine Tanzkarten gab, sondern die unsichtbare Musik die Art des Tanzes, bestimmen sollte. Punkt ein viertel nach fünf Uhr wurde ein perlender Arpeggiengang gehört. Aha — die Einleitung! Alles suchte den unsichtbaren Spieler, man fand diese Idee der Hausfrau reizend raffiniert! Sie selbst animierte zum Engagieren, die Musik würde gleich beginnen — die Paare fanden sich, standen tanzbereit — —

Da — was war das? Statt des erwarteten Tanzes die ersten wehmutsvollen Akkorde des Chopinschen Trauermarsches? — Man stand, man lauschte, was daraus werden würde — — Eine gebeugte Seele schien da zu klagen, aus ihrer Trauer sich die Hoffnung in hehrer Reinheit in dem oft gehörten, hier meisterhaft verstandenen Mittelsatz zu erheben.

Die anfängliche Enttäuschung war einer hellen Bewunderung gewichen. Man hatte längst das Tanzen aufgegeben und lautlos die überall verstreuten Sitzgelegenheiten eingenommen. Die Teetassen klirrten in Elisabeths zitternden Händen.

Jetzt begann drüben die große C-dur-Sonate von Beethoven. Wie er gleich das „Allegro con brio" mit wirbelnder, pulsierender Beweglichkeit erfüllte! „Donnerwetter," rief endlich Professor Abentum, der, selbst ausgezeichneter Musiker, in Musikkreisen tonangebend war, in die allgemeine Verblüfftheit hinein, „der Mann kann was! Das lebt ja alles, was der spielt! Das spricht, das packt, das überwältigt! Ja, wer, wo ist denn das eigentlich?"

„Ach," sagte die Hausfrau von oben herab, „wir kennen diesen Menschen gar nicht — —". Elisabeth fühlte etwas Wehes im Herzen bei dieser wegwerfenden Art, von ihrem Klaus zu reden — — „er ödet uns täglich an mit seinem Geklimper!" „Anöden? Geklimper? Aber gnädige Frau, hören Sie doch nur ....."

In wundervollstem piano pianissimo kam die Wendung nach der Dominante von E-dur heraus, die Crescendi prachtvoll betonend, um dann gleich wieder in zarte Heimlichkeit zu verfallen.

„Ja, wenn er immer so spielen würde —" Und der Konsul erzählte von den ewigen Tanzweisen und dem daraus entstandenen Plan, sie für den heutigen Nachmittag auszunützen.

Jetzt — die Fermale sieben Takte vor Schluß. — Der Professor machte mit der rechten Hand eine nervös abwehrende Bewegung und legte noch bekräftigend den linken Zeigefinger auf den Mund.

Großartig — diese Steigerung bis zum Fortissimo und gleich Jubellauten schickte nun der junge Meister die Schlußakkorde herüber. Gleichzeitig war aber auch der lebhafte „Musikalische" schon zur Türe hinaus und drüben an der Wohnung und drückte auf die Glocke und drängte die rundliche Frau Lehrerin beiseite und schob sich vorwärts direkt auf die Tür zu, hinter welcher er den Pianisten leise präludieren hörte. Im Nu war die Klinke herunter und schon stand er vor dem Erstaunten. „Menschenkind, um Gotteswillen, Sie sind ja ein Begnadeter, kommen Sie, spielen Sie mir was am Flügel — drüben ist ein Flügel," betonte er als Lockspeise, „bitte, bitte, kommen Sie!"

Klaus ließ sich hinüberzerren. In seinem abgetragenen Rock stand er ohne Verlegenheit der festlich geputzten Gesellschaft gegenüber. Er hatte nur Elisabeth gesehen in weißen Kleide, das Gesicht blaß bis in die Lippen, im Auge ein seltsames Leuchten; er hatte nur den Flügel gesehen, den der bewegliche Professor geschäftig aufschlug.

Ein Blüthner! Zärtlich streicht Klaus über das glatte Holz. Er sieht das herrliche Instrument, sieht es im elterlichen Musikzimmer stehen. Alte Zeiten drängen sich vor, sprechen zu seinem Herzen. Alle Lust und aller Schmerz seines jungen, verarmten Lebens stürzt über ihn herein und in dem Aufruhr seiner Seele, die ahnt, daß hier vielleicht die Rettung nahe, meistern seine Hände die Tasten, er läßt sie leben und erzählen, klagen und jubelnd enden in einem hoffnungsseligen, von zarter Liebesmelodie durchwebten Aufschwung, der alle Hörer in seinen Bann zwingt. Er ist wie ein Trunkener. Er muß sich erst jäh zusammenreißen, um ein verbindliches Lächeln bei all den überschwänglichen Beifallsäußerungen zu zeigen. „Kommen Sie," sagt Professor Abentum, „Sie müssen mir erzählen."

Am Arbeitszimmer des Konsuls hört er Klaus Martens' Geschichte. „Und nicht wahr, ich darf nun Ihr Schicksal in die Hand nehmen?" bittet ihn teilnahmsvoll der väterliche Freund.

Klaus nickt dankbaren Herzens. Er sitzt wie im Traum. Bis am lichten Rechteck der offenen Tür die zierliche Gestalt Elisabeths vorübergleitet. Da tut sein Herz einen schnelleren Schlag, weil er weiß, daß nun das Holde, das Süße, das ihm gehört, mit ihm geborgen ist.

In dieser Bluse ist der Bolero angedeutet. Das Bolero-Motive wird dieses Frühjahr sowohl in Kostümen als auch in separaten Blusen angewandt und das hier abgebildete reizende Modell zeigt wie wirksam die Bolero-Idee gemacht werden kann, wenn sie richtig ausgeführt wird. Bänder aus St. Gallen-Stickerei in einem der sehr offenen spitzenähnlichen Muster sind angewandt um den Bolero zu definieren, und um Aermel, Schulter und Kragen zu verzieren; die Bluse ist aus dünnem Taschentuch-Lawn gemacht. Die Panels des „pintucked" Lawn an den Aermeln und der Weste sind in ihrer Kombination mit der feinen spitzenähnlichen Stickerei äußerst effektvoll.

Getreidedreschen „auf dem Halm".

„Man muß nicht das Feld zur Dreschmaschine bringen, sondern die Dreschmaschine zum Feld, noch besser zum einzelnen Halm" — das ist der ganz vernünftige Grundsatz, nach dem ein Amerikaner eine Dreschmaschine gebaut hat, die das Korn auf dem Halm drischt. Drei Jahre hindurch hat der Erfinder seine Maschine in Betrieb gehabt, und die Ersparnisse an Zeit, Arbeitskräften usw. sollen dabei ganz erstaunlich sein. Außerdem scheint das Problem der Leutenot zur Erntezeit, unter der einige unserer Staaten alljährlich leiden, durch diese Erfindung gelöst zu sein.

Die Arbeitsweise der neuen Dreschmaschine ist kurz folgende: Während die Maschine so schnell, wie die Pferde sie im Schritt ziehen können, fortbewegt wird, treibt ein starker Luftstrom, den ein Gebläse liefert, die Aehren gegen eine gezähnte Trommel, die die Körner aus den Aehren herausdrückt; das so vorgedroschene Korn gelangt dann durch ein kleines Hebewerk zwischen das Getriebe einer zweiten Trommel, das die abgerissenen Aehren vollkommen leer drischt. Ein weiterer Luftstrom des Gebläses trennt die Spreu von dem Korn und das fertige Korn wird in Säcke geleitet. Zur Bedienung der Maschine sind nur zwei Mann nötig, von denen einer die nötigen vier Pferde zu beaufsichtigen hat, während der andere den Dreschmotor in Ordnung hält und die gefüllten Kornsäcke zubindet. Der Erbauer hat mit dieser Maschine innerhalb einer Woche die Ernte eines Haferfeldes von 160 Acres mit zwei Arbeitern und vier Pferden bewältigen können. Bei den gewaltigen Flächen, die hierzulande mit Korn bebaut werden, rechnet er eine Jahreserersparnis von 30 Millionen Dollars heraus.

— Aus einem Roman. ... Albert ritt blitzschnell in den Garten, sprang wie der Wind von seinem Pferde, kletterte wie ein Eichhörnchen über den Zaun, wand sich wie eine Schlange durch die Hecken, flog wie ein Pfeil zu dem Baum, sank dort zu ihren Füßen, schwor ihr ewige Liebe, setzte sich entzückt an ihre Seite und schwamm in einem Meer von Wonne — und all das war das Werk eines Augenblicks.

Im Kreisgericht zu Independence, Mo., ist ein Prozeß anhängig gemacht worden, um die Witwe des Andrew J. Fletcher zur Herausgabe von $10,000 zu zwingen, welche dieselbe im Keller ihrer Wohnung gefunden hat. Der Kläger ist J. A. Prewitt, der Verwalter des Nachlasses des Andrew J. Fletcher, der, ohne ein Testament zu hinterlassen, gestorben ist. Frau Bettie Mattox ist eine Tochter des Fletcher aus einer früheren Ehe und hat deshalb Anspruch auf einen Teil des gehobenen Schatzes. Prewitt behauptet, daß der am 22. November 1911 verstorbene Fletcher sein Geld im Keller vergraben hatte und daß die vergrabene Summe wenigstens $10,000 betragen habe.